

5 Elterliche Medienerziehung

So wie das familiäre Umfeld und insbesondere der elterliche Einfluss die kindliche Entwicklung und Sozialisation in allen wichtigen Lebensbereichen entscheidend beeinflusst, kommt dem familiären Umfeld auch für die Entwicklung kindlicher Mediennutzungsmuster eine entscheidende Bedeutung zu. Unter Bezug auf Bronfenbrenners sozial-ökologischen Ansatz der kindlichen Entwicklung (vgl. Bronfenbrenner, 1981) folgert Böcking (2007): Die von den Eltern geschaffenen Strukturen und Möglichkeiten beeinflussen die dem Kind allgemein zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen beziehungsweise Verhaltensweisen. Das durch sie geschaffene familiäre und häusliche Umfeld spielt somit eine entscheidende Rolle in der Mediensozialisation von Kindern. Ähnlich argumentiert Goodman (1983), die dafür plädiert, individuelle Fernsehnutzung besonders im Kontext des Familiensystems zu untersuchen. Durch die Forschung ist inzwischen gut belegt, wie vielfältig der elterliche Einfluss auf das Medien-nutzungsverhalten ihrer Kinder ist. Eltern gestalten in umfassender Weise die Mediensozialisation ihrer Kinder, indem sie die familiäre Mediengeräteausstattung steuern und den Zugang zu Medien regulieren, indem sie ihre eigenen Einstellungen gegenüber verschiedenen Medien, Medieninhalten und Medien-nutzungsmustern formulieren, indem sie gemeinsam genutzte Medieninhalte kommentieren und mit ihren Kindern über Medieninhalte kommunizieren, indem sie durch ihre eigene Mediennutzung Vorbild für kindliche Mediennutzung sind und nicht zuletzt, indem sie nicht medienbezogene Handlungsoptionen der Freizeitgestaltung anbieten (vgl. etwa Hardy et al., 2006; Saelens et al., 2002; Salmon, Jo, Timperio, Telford, Carver & Crawford, 2005).

Der Vorbildfunktion der Eltern kommt dabei eine besonders entscheidende Rolle zu, wie verschiedene Studien nachweisen konnten (Gentile, 2002; Granich, Rosenberg, Knuiman & Timperio, 2008). Studien, in denen sowohl kindliche als auch elterliche Mediennutzung erfasst wurden, konnten signifikante Zusammenhänge zwischen elterlichem und kindlichem Mediennutzungsverhalten nachweisen (Gentile, 2002; Hardy et al., 2006; Salmon, Jo et al., 2005). Auch die deutsche KIM-Studie zeigt, dass die Medienbindung⁸⁹ der Eltern die Medien-

89 Das Konstrukt „Medienbindung“ wurde so erfasst, dass im Rahmen der KIM-Studie gefragt wurde, auf welches Medium Kinder bzw. Eltern am wenigsten verzichten könnten (Feierabend & Rathgeb, 2009b, S. 55).

bindung der Kinder und damit auch die entsprechenden Mediennutzungszeiten maßgeblich beeinflusst (Feierabend & Rathgeb, 2009b, S. 56; ähnlich auch für die Schweiz: Süss, 2004).

Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat sich insbesondere damit beschäftigt, in welcher Weise Eltern die Medien- und speziell die Fernsehnutzung ihrer Kinder begleiten und reglementieren (*Parental Mediation*). Für elterliches Fernsehbegleitverhalten konnten dabei für die USA, die Niederlande und auch für die Schweiz drei verschiedene Erziehungsstile herausgearbeitet und empirisch validiert werden: Restriktive elterliche Begleitung (*restrictive mediation*), aktive beziehungsweise instruktive elterliche Begleitung (*active/instructive mediation*), und (*Social*) *Co-Viewing* (Böcking, 2006; Nathanson, 1999; Valkenburg, Krmar, Peeters & Marseille, 1999; Warren, Gerke & Kelly, 2002). Bedeutet restriktive elterliche Begleitung, dass Regeln über Fernsehzeiten, die Nutzung bestimmter Fernsehinhalte und auch Verbote bezüglich bestimmter Fernsehinhalte von den Eltern festgelegt werden, werden im Rahmen eines aktiv-instruktiven Fernseherziehungsstils dem Kind während des Fernsehens von den Eltern Inhalte und Handlungsweisen bestimmter Charaktere einer Fernsehsendung kritisch erklärt. (*Social*) *Co-Viewing* bedeutet, dass Eltern und Kinder aus Spaß oder Gewohnheit gemeinsam Fernsehen, ohne dass Eltern den Inhalt kritisch erläutern. Warren, Gerke und Kelly (2002) weisen daraufhin, dass Eltern in der Regel Elemente aller drei Fernseherziehungsstile verwenden. Je nach Situation oder Inhalt einer Fernsehsendung greifen Eltern zu der einen oder anderen Variante, so dass das Auftreten verschiedener Fernseherziehungsstile miteinander korrelieren kann.

Die Forschung kommt zu uneinheitlichen Ergebnissen darüber, welche Form der elterlichen Begleitung kindlichen Fernsehens am häufigsten angewendet wird. Zeigten die meisten US-amerikanischen Studien, dass aktiv-instruktive Begleitung am wenigsten ausgeprägt ist, während je nach Studie restriktive Begleitung oder *Co-Viewing* am häufigsten vorkamen (vgl. die kurze Übersicht bei Warren et al., 2002, S. 89), zeigten Valkenburg et al. (1999) in einer repräsentativen Telefonbefragung für die Niederlande, dass hier *Co-Viewing* vor aktiv-instruktiver Begleitung am häufigsten praktiziert wurde, restriktive Begleitung am wenigsten. In Böckings Studie an einer für die deutschsprachige Schweiz repräsentativen Quota-Stichprobe zeigte sich für Schweizer Eltern eine relative Dominanz restriktiver elterlicher Begleitung vor aktiv-instruktiver Begleitung, während *Co-Viewing* die geringste Rolle spielte (2007, S. 494).

Bezüglich der Frage nach den Wirkungen verschiedener elterlicher Medienerziehungsstile wurden insbesondere die Effekte des Elternverhaltens auf Mediengewaltwahrnehmung sowie Gewalteinstellungen und -verhalten bei Kindern

untersucht. Nathanson (1999) konnte nachweisen, dass restriktive elterliche Medienerziehung dazu führt, dass Kinder die Rezeption von Mediengewalt als weniger wichtig ansehen, dass sie Gewaltmedieninhalten weniger Aufmerksamkeit schenken und eine signifikant niedrigere Gewaltneigung aufweisen. Für aktiv-instruktive Medienerziehung zeigten sich ähnliche, wenn auch kleinere Effekte. Die Aufmerksamkeit von Kindern gegenüber Mediengewalt sank bei dieser Art der Medienerziehung allerdings nicht. Co-Viewing hingegen zeigte keinerlei Effekte (ebenda). Als interessant erweist sich in diesem Zusammenhang der Befund aus einer Nachfolgestudie, die zu dem Resultat kam, dass Kinder aktiv-instruktive Begleitung ihrer Eltern häufig missverstehen. So wurde das intensive Besprechen einer Fernsehgewaltsszene, die Eltern offensichtlich als problematisch ansahen, von den Kindern so interpretiert, dass ihre Eltern Fernsehgewalt mögen (Nathanson, 2001a, S. 213). Aktive Mediationsstrategien bergen mithin die Gefahr, von Kindern fehlinterpretiert zu werden. Ergebnisse einer weiteren Studie von Nathanson (2002) weisen darauf hin, dass restriktive Mediationsstrategien bei Jugendlichen weniger erfolgreich sind. Tatsächlich zeigt sich auch, dass restriktivere Medienerziehung eher bei jüngeren Kindern als bei älteren Kindern und Jugendlichen praktiziert wird (Böcking, 2007, S. 496; Warren et al., 2002, S. 103).

Neben dem Alter der Kinder sind auch noch weitere Faktoren bedeutsam für die Frage, ob Eltern einen wirksamen, das heißt einen restriktiven und/oder aktiv-instruktiven Medienerziehungsstil bevorzugen. So gilt die Anwendung restriktiver Mediationsstrategien nicht nur als assoziiert mit einem geringeren Lebensalter der Kinder (Böcking, 2007, S. 496; Warren et al., 2002, S. 103), sondern auch mit höherer Bildung im Elternhaus (Böcking, 2007, S. 496; Mößle et al., 2007, S. 74), einer höheren Besorgnis der Eltern vor negativen Medien-effekten (Böcking, 2007, S. 496; Nathanson, Eveland, Park & Paul, 2002, S. 397; Warren et al., 2002, S. 103) sowie der allgemeinen Verfügbarkeit der Eltern und ihrem allgemeinen Engagement bei der Freizeitgestaltung und Begleitung des Kindes (Warren et al., 2002, S. 103). Mößle et al. fanden Hinweise darauf, dass restriktivere Mediationsstrategien eher gegenüber Mädchen als gegenüber Jungen angewendet werden (Mößle et al., 2007, S. 74), ein Umstand, der nach Böcking (2007, S. 487) möglicherweise so erklärt werden könnte, dass Mädchen als verletzlicher und damit als schutzbedürftiger wahrgenommen werden als Jungen.

Interessanterweise scheinen zur Vorhersage aktiv-instruktiver elterlicher Verhaltensweisen ähnliche Faktoren wie bei restriktiver Medienerziehung relevant zu sein (vgl. etwa Warren et al., 2002, S. 103). Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass restriktive und aktiv-instruktive Mediation häufig in Kombination

angewandt werden (so auch Nathanson, Eveland, Park & Paul, 2002, S. 396). Ergebnisse von Nathanson et al. (2002) lassen sich so interpretieren, dass die Entscheidung für aktiv-instruktive Medienerziehung gegenüber restriktiver Medienerziehung davon abhängt, als wie fähig sich Eltern einschätzen, mögliche negative Medieneffekte durch aktive Mediation zu unterbinden. Erscheint Eltern das Risiko negativer Wirkungen eher groß und schätzen sie ihre eigene Kompetenz, diese Wirkungen durch aktive Mediation zu minimieren, als eher gering ein, greifen sie zu einer restriktiveren Strategie (zum Beispiel Ausschalten des Fernsehers). Wenn sie das Risiko als nicht so hoch einschätzen oder wenn sie von einer hohen Wirksamkeit ihrer Intervention ausgehen, greifen sie eher zu einer aktiven Mediationsstrategie.

Liegen zur Medienerziehung beim Fernsehen einige internationale Daten zu Formen von Mediationsstrategien und deren Einflussfaktoren vor, stellt sich für Deutschland insbesondere die Frage nach der konkreten Verbreitung elterlicher Medienerziehung (womit sowohl restriktive wie auch aktiv-instruktive Formen gemeint sein können) bezüglich des Fernsehens wie auch bezüglich anderer elektronischer Medien. Ein Vergleich der Daten der KIM-Studie 2008 mit denjenigen der KFN-Grundschulbefragung 2005 zeigt, dass es hier voneinander abweichende Einschätzungen gibt, je nachdem, ob Eltern oder Kinder zu diesem Punkt befragt werden. So berichten die im Rahmen der KIM-Studie 2008 befragten Eltern zu jeweils rund 80 Prozent, dass es mit ihren Kindern Absprachen hinsichtlich erlaubter Inhalte und Mediennutzungszeiten für Fernsehen, Internet, Computerspiel- und allgemeine PC-Nutzung gibt (Feierabend & Rathgeb, 2009b, S. 59 - 60). In der KFN-Grundschulbefragung 2005 wurden die Kinder nach der Medienerziehung durch ihre Eltern bezüglich der Fernsehnutzung und der Computerspielnutzung befragt⁹⁰. Hier zeigte sich, dass die durchschnittlich zehnjährigen Befragten lediglich zu 42,1 Prozent von durchgängiger Fernseherziehung durch ihre Eltern berichteten und zu 26,9 Prozent von deutlichen Ansätzen von Fernseherziehung, während insgesamt 31,1 Prozent angaben, die Fernseherziehung im Elternhaus sei deutlich defizitär oder nicht vorhanden (Möble et al., 2007, S. 72; zur Logik der Skalenbildung siehe S. 71). Bei der Computerspiel-Medienerziehung fielen die Werte etwas geringer aus: So berichteten hier 38,9 Prozent von durchgängiger Medienerziehung im Elternhaus und 21,2 Prozent von deutlichen Ansätzen von Medienerziehung, während zusammengenommen 39,8 Prozent der Befragten angaben, die Computerspiel-

90 Zu diesem Zweck wurde eine Skala zur restriktiven Medienbegleitung eingesetzt, in der nach festen zeitlichen und inhaltlichen Regeln zur Mediennutzung sowie allgemeinem elterlichem Interesse an der Mediennutzung gefragt wurde (Möble et al., 2007, S. 71).

Medienerziehung sei defizitär oder nicht vorhanden (Pfeiffer, Christian, Möble, Rehbein & Kleimann, 2007, S. 341). Die Unterschiede zwischen Eltern- und Kinderangaben in den verschiedenen Studien zeigen, dass das, was Eltern ihren Kindern vermitteln wollen, nicht dem entsprechen muss, was bei ihren Kindern ankommt. Auch Nathanson (2001a, S. 212) konnte feststellen, dass zwischen Angaben zur Medienerziehung zwischen Kindern und Eltern lediglich schwache, allenfalls mittlere Korrelationen zu finden sind, wobei restriktive Formen der Medienerziehung eher korrekt interpretiert werden als aktive Formen.

Die Daten zur Medienerziehung in Deutschland zeigen aber vor allem, dass zwischen 20 Prozent (Elternangaben in der KIM-Studie 2008) und 40 Prozent (Kinder-Angaben zur Computerspielerziehung durch ihre Eltern in der KFN-Grundschulbefragung 2005) der Kinder keine grundlegenden Regeln zur Medienerziehung durch ihre Eltern vermittelt bekommen. Sowohl die Daten der KFN-Grundschulbefragung 2005 als auch der KIM 2008 zeigen, dass Medienerziehung systematisch mit dem Bildungsniveau im Elternhaus zusammenhängt (Feierabend & Rathgeb, 2009b, S. 59; Möble et al., 2007, S. 74). Bei der Computerspiel-Medienerziehung berichteten beispielsweise Kinder aus Elternhäusern mit hohem Bildungsniveau zu 72,9 Prozent von mindestens deutlichen Ansätzen von Medienerziehung durch ihre Eltern. Kinder aus Elternhäusern mit niedrigem Bildungsniveau geben dies nur zu 45,1 Prozent an.

Die Studie von Möble et al. (2007, S. 72) zeigte darüber hinaus, dass engagierte elterliche Medienerziehung sowohl beim Fernsehen als auch beim Computerspielen mit deutlich geringerer Nutzung von nicht-altersangemessenen Medieninhalten unter den Kindern verknüpft ist (so spielten Kinder, die über durchgängige Medienerziehung im Elternhaus berichteten, rund sechsmal weniger häufig Computerspiele, die ab 16/18 Jahren freigegeben waren, als Kinder ohne elterliche Medienerziehung). Auch die täglichen Mediennutzungszeiten von Schülerinnen und Schülern mit engagierter elterlicher Medienerziehung waren deutlich niedriger als bei Schülerinnen und Schülern ohne elterliche Medienerziehung (S. 73).

Nathanson (2001b) konnte zeigen, dass elterliche Medienerziehung bei Jugendlichen keine oder höchstens kleine Effekte hat. Dieser Befund ist zunächst konsistent mit entwicklungspsychologischen Theorien zur Ablösung Jugendlicher vom Elternhaus (Oerter, R. & Dreher, 2008, S. 318 - 320) und zur Forschungslage hinsichtlich elterlicher Medienerziehungsbemühungen bei Jugendlichen (Nathanson, 2001b, S. 252). Nathanson weist aber darauf hin, dass dies nicht einfach als Zeichen größerer Autonomie der Jugendlichen gegenüber äußeren Einflüssen zu werten ist, sondern dass medienbezogene Einstellungen und Verhaltensweisen in der Peergroup wichtiger werden und ihrerseits deutliche

Effekte auf die Mediennutzung und die Interpretation von Medieninhalten durch Jugendliche haben (ebenda). Während gezeigt werden konnte, dass aktive elterliche Mediationsstrategien geeignet sein können, Effekte problematischer Medieninhalte zu minimieren, kommt Nathanson zu dem Ergebnis, dass Kommentierungen und Diskussionen über genutzte Medieninhalte in der Peer-group tendenziell negative Effekte haben. Die gemeinsame Nutzung problematischer Medieninhalte könne gruppenkonstitutionellen Charakter haben in Abgrenzung zu anderen Gleichaltrigen und auch den Eltern. Insofern sei, so die Ergebnisse einer empirischen Studie, die Kommunikation über gemeinsam genutzte problematische Medieninhalte von positiven Wertungen der Jugendlichen geprägt, führe so zu positiveren Einstellungen gegenüber solchen Inhalten und - so es sich um Mediengewaltinhalte handelt - zu höherer Aggressivität (Nathanson, 2001b).

Zusammenfassend lässt sich zum Komplex der elterlichen Medienerziehung feststellen, dass sie - ob nun primär restriktiv-regelbasiert oder auch aktiv-instruktiv - ein wirksames Mittel ist, negative Medieneffekte zu verhindern: Erstens durch den Umstand, dass - zumindest im Fall klar definierter Regeln - weniger problematische Medieninhalte genutzt werden. Zweitens dadurch, dass sich Kinder im Fall klar kommunizierter elterlicher Einstellungen zu problematischen Medieninhalten - ob nun durch Regeln oder klare Kommentierungen - rezipierte Gewaltmodelle weniger zu eigen machen. Hier zeigen sich für den restriktiven Stil - zumindest bei jüngeren Kindern - etwas größere Effekte, während aktiv-instruktive Medienerziehung der Gefahr unterliegt, durch Kinder fehlinterpretiert zu werden.

Insgesamt wird Medienerziehung bei weitem nicht in allen Familien praktiziert. Insbesondere in Familien mit formal niedrigem Bildungshintergrund, für die bereits gezeigt werden konnte, dass Medieninhalte mit entwicklungsbeeinträchtigendem Potential etwas häufiger genutzt werden und elektronische Medien überdurchschnittlich lang rezipiert werden, wird weniger Medienerziehung praktiziert als in Familien mit formal hohem Bildungshintergrund. In der Adoleszenz verliert der Einfluss der Eltern auf das Medienverhalten ihrer Kinder zunehmend an Bedeutung, stattdessen stellen Gleichaltrige eine immer wichtigere Instanz für die Ausrichtung eigener medienbezogener Einstellungen und Verhaltensweisen dar.